

Der Klang des Wachstums

In mehreren Räumen in Mannheim sind Pflanze an eine Reihe von Sensoren angeschlossen. Ihre elektrischen Signale werden in Echtzeit in Klang übersetzt. Was dabei entsteht, ist keine Musik im üblichen Sinne – niemand hat sie komponiert, niemand hat sie programmiert. Die Pflanze reagiert einfach auf ihre Umgebung: auf das Licht, auf die Temperatur, auf die Anwesenheit von Menschen in ihrer Nähe – oder anderer Pflanzen. Gewissermaßen improvisiert sie.

Es ist eine seltsame Erfahrung, das zu beobachten. Und sie wirft eine Frage auf, die es wert ist, weiterzudenken.

Wir leben in einer Zeit, in der wir mehr über die Welt wissen als je zuvor. Wir messen, verfolgen und sammeln ständig Informationen. Und doch geschehen die meisten Entscheidungen, die unser Verhältnis zur lebenden Welt prägen, noch immer mit erheblicher Verzögerung. Selten reagieren wir auf etwas so, wie diese Pflanze auf ihre Umgebung reagiert – kontinuierlich, in Echtzeit, mit ihrem ganzen Körper.

Es gibt eine Lücke zwischen dem, was geschieht, und der Art, wie wir darauf reagieren. Und vieles, womit wir zu kämpfen haben – ökologisch, aber auch gesellschaftlich, persönlich – lebt in genau dieser Lücke.

Woher kommt diese Lücke? Und was könnten lebende Systeme uns darüber beibringen, sie zu schließen?

Eine andere Art von Organisation

Die Art, wie wir Dinge organisieren – Institutionen, Unternehmen, sogar unser eigenes Leben – spiegelt eine sehr alte Vorstellung wider: dass es ein "Wir" und eine "Umgebung" gibt. Ein Subjekt und ein Objekt. Jemanden, der entscheidet, und ein System, das verwaltet wird.

Diese Trennung erscheint so selbstverständlich, dass sie selten hinterfragt wird. Fast immer gibt es ein Zentrum – eine verantwortliche Person, eine Zentrale, einen Plan – das Informationen aufnimmt und Entscheidungen nach außen weitergibt.

Pflanzen funktionieren anders. Stefano Mancuso, einer der weltweit führenden Pflanzenforscher, hat jahrzehntelang untersucht, wie Pflanzen Informationen verarbeiten und Entscheidungen treffen. Was er herausfand, ist bemerkenswert: Pflanzen haben kein Zentrum. Jeder Teil von ihnen – jede einzelne Wurzelspitze – nimmt wahr, verarbeitet und reagiert gleichzeitig. Es gibt keine Zentrale, und damit auch keinen einzigen Punkt, dessen Ausfall alles andere zum Stillstand bringen würde.

Das ist keine Schwäche. Es ist mit ein Grund dafür, dass Pflanzen seit Hunderten von Millionen Jahren existieren, während es den Menschen erst seit etwa zweieinhalb Millionen Jahren gibt. Pflanzen machen etwa 80 % der gesamten lebenden Biomasse auf der Erde aus.

Wir bauen Dinge meist nach dem entgegengesetzten Prinzip auf – und nennen es Effizienz. Es geht nicht darum, dass wir alle wie Pflanzen werden sollten. Aber wenn man betrachtet, welche Systeme sich über lange Zeit wirklich bewährt haben, sind es selten jene mit dem stärksten Zentrum. Häufiger sind es jene, die überall und ständig wahrnehmen und reagieren können.

Das ist eine Lehre, doch die Implikationen reichen weiter als nur die Frage, wie wir Dinge organisieren.

Wo wir aufhören

Die meisten von uns leben, als wären wir getrennt von der Natur – wir nutzen sie, beeinflussen sie, machen uns gelegentlich Sorgen um sie. Ein genaueres Bild wäre vielleicht dieses: Wir sind Teil von etwas. Gemeinschaften sind Teil der Gesellschaft, und die Gesellschaft ist Teil der Natur. Das sind keine getrennten Schachteln – sie sind ineinander verschachtelt.

Wir stehen nicht außerhalb der Natur und blicken hinein. Wir sind Teil von ihr. Der Alltag, die Entscheidungen, die Gewohnheiten – all das ist Teil etwas Größeren, etwas, das die Linien, die wir auf Papier zeichnen, nicht kennt.

Diese Grenze – zwischen "uns" und der "Natur" – ist eine Art Fiktion. Und sie kostet meist mehr, als uns bewusst ist.

Eine andere Art von Empathie

Die meisten Menschen sind im Umgang mit anderen Menschen genug empathiefähig. Empathie gegenüber nicht-menschlichen Dingen – Flüssen, Wäldern, Ökosystemen – ist etwas anderes.

Es gibt zunehmend Forschung, die nahelegt, dass Kunst etwas leisten kann, was reines rationales Denken nicht kann. Sie wirkt wie eine Brücke und hilft Menschen, über jene Denkgewohnheiten hinauszugehen, die uns von der nicht-menschlichen Welt getrennt halten.

Wenn man sich der Natur über Kunst annähert – in diesem Fall über Musik – verändert sich etwas. Ein Fluss ist nicht mehr nur eine Linie auf einer Karte, sondern etwas mit einer eigenen Geschichte, eigenen Bedürfnissen. Ein Wald ist nicht mehr nur "da draußen", sondern etwas, das einem tatsächlich am Herzen liegen kann.

Forschende nennen es emotionales Wissen – eine Art des Verstehens, die nicht aus Analyse entsteht, sondern aus Resonanz. Aus dem Fühlen, nicht nur aus dem Denken.

Das ist bedeutsam, denn es fällt schwer, etwas wirklich einzubeziehen – in ein Leben, in eine Entscheidung – wenn man es nicht hören kann.

Wem wir Gehör schenken

Flüsse, Wälder, der Boden unter unseren Füßen – sie haben so etwas wie Interessen. Sie haben Wege, zu signalisieren, wenn etwas nicht stimmt. Das Problem ist nicht, dass sie schweigen. Das Problem ist, dass wir größtenteils noch nicht gelernt haben, zuzuhören. Die Gewohnheiten dafür – und die Geduld – fehlen noch.

Das wirft eine offene Frage auf: Wenn die lebende Welt etwas zu sagen hat – wie lernen Menschen, ihr zuzuhören?

Kunst kann dabei helfen. Musik im Besonderen. Wenn man sich der Natur auf diese Weise annähert, hört sie auf, etwas Passives zu sein, etwas, das einfach nur "da" ist. Sie wird zu etwas, mit dem man in einen Austausch tritt – genau das geschah mit der Pflanze in jenem Raum in Mannheim, als ihre Signale in etwas Hörbares übersetzt wurden, und sogar in etwas, mit dem man spielen konnte.

Sich an das anpassen, was bereits geschieht

Wir leben in einer Zeit echter Veränderung – einer Veränderung, die bereits da ist und aus vielen Richtungen gleichzeitig kommt.

Und die Frage, vor der wir stehen, ist dieselbe, vor der jedes Lebewesen seit Hunderten von Millionen Jahren steht: anpassen oder zurückbleiben?

Pflanzen haben Massenaussterben überlebt, Eiszeiten, das Entstehen und Vergehen ganzer Ökosysteme. Nicht weil sie die stärksten waren, sondern weil sie am empfänglichsten waren. Sie entwickelten eine außergewöhnliche Sensibilität für das, was um sie herum geschah – in Echtzeit – und reagierten, bevor es zu spät war.

Das ist der eigentliche Vorteil, von dem hier die Rede ist. Nicht bessere Vorhersagen, nicht mehr Informationen – sondern tiefes Zuhören gegenüber dem, was sich bereits verändert. Die kleinen Signale. Die frühen Anzeichen. Die Dinge, die es noch nicht in die Nachrichten geschafft haben, die aber bereits geschehen, leise, überall um uns herum.

Menschen und Gemeinschaften, die diesen Moment gut meistern, werden wahrscheinlich jene sein, die lernen, diese Lücke zu schließen – zwischen dem, was geschieht, und der Art, wie sie darauf reagieren. Jene, die die lebende Welt nicht als Hintergrund behandeln, sondern als etwas, das zu ihnen spricht. Jene, die offen bleiben – für Veränderung, für Komplexität, für Stimmen, die sie noch nicht gehört haben.